Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 3 (1923-1924)
Heft: 6

Buchbesprechung: Bücher
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aus Freiburg: Prof. U. Lampert, Freiburg.

Aus Glarus: Kassier B. Zwicky, Glarus.

Aus Graubünden: Pfr. H. Kutter, San Bernardino; Direktor R. Bertsch, Davos; Dr. L. v. Salis, Haldenstein; Oberstkdt. v. Sprecher, Maienfeld; Advokat V. Cloëtta, St. Moritz, Pfr. J. Obrecht, Trimmis.

Aus Luzern: Prof. J. Etlin, Rechtsanwalt O. Hübscher, W. Miller, Nat.-Rat Müller, Advokat H. Stocker, Luzern.

Aus Schaffhausen: Reallehrer R. Isler, Obergerichtspräsident E. Müller, Reallehrer F. Ruh, Staatsschreiber O. Schaerrer, Schaffhausen.

Aus Schwyz: Prof. Pl. Deplazes, B. Düggelin, B. Hegner, Kassier A. Hicklin, Schwyz.

Aus Solothurn: Gm'deammann B. Kraus, Dornach; Zahnarzt B. Linz, Rechtsanwalt P. Portmann, Kantonsrat O. Walter, Olten; Dr. med. H. Geßner, Schönenwerd; Apotheker A. Forster, Fürsprech O. Miller, a. Ständerat O. Munzinger, a. Nat.-Rat Studer, Solothurn

St. Gallen: Dr. med. K. Merz, Balgach; G. Eckert, Brunnadern; Dr. med. A. Brügger, Mels; Kantonsrichter Roth, Stadtammann Scherrer, E. v. Ziegler, St. Gallen.

Aus dem Tessin: A. Trachsel, Biasca.

Aus dem Thurgau: Dr. H. Richter, Dr. med. A. Streuli, Kreuzlingen; Kantonsrat A. Spengler, Lengwil; Nat.Rat. v. Streng, Sirnach; Th. Käch, Weinfelden.

Aus Uri: Dr. med. Geymüller, Andermatt; Pfr. H. Riedener, Schattdorf.

Aus dem Wallis: Musikdirektor A. Zahner, Brig; Advokat A. Salzmann, Naters.

Aus Zürich: Pfr. E. Hauri, Ellikon; Dr. med. A. Sonder, Herrliberg; Gerichtsschreiber O. Heß, Hinwil; Pfr. K. Buxtorf, Prof. O. Juzi, Prof. A. Steiger, Bez.-Richter Steinbrüchel, Küsnacht; Rechtsanwalt Ed. Hirzel, Meilen; Rechtsanwalt M. Ritzmann, C. R. Ziegler, Wädenswil; Lehrer A. Brändli, Wald; Sek.-Lehrer C. Simmler, Pfr. O. Uhlmann, Wiesendangen; Rektor E. Amberg, Obergerichtspräsident Bertheau, Rechtsanwalt E. Curti, Pfr. J. Diem, Prof. A. Heim, Nat.-Rat H. Hoppeler, Redaktor J. Horner, Oberst G. Kind, Dr. med. G. Leuch, Prof. Nägeli, H. Oehler, Adolf Voegtlin, Zürich.

Wer sich den obigen, ohne planmäßige Sammlung zusammengekommenen Unterschriften anschließen will, möge seine Zustimmung mit oder ohne Erlaubnis zur Veröffentlichung Herrn Dr. Traugott Geering, Bachlettenstraße 54, Basel, mitteilen.

Bücher

Zwei Dichterleben.

(Jos. Viktor Widmann. — Adolf Frey.)

Josef Viktor Widmann und Adolf Frey sind bei ihren Lebzeiten durch Dichterruhm nicht eben verwöhnt worden, weder durch Volkstümlichkeit, noch durch das Lob der Kritik und der Literaturgeschichte. Sie dachten beide zu edel sowohl von der Kunst als von sich selbst, um sich darüber zu grämen. Dem einen, Adolf Frey, schadete die ehrfurchtsvolle Jüngerschaft, die er gegenüber G. Keller und C. F. Meyer bekannte; denn nun sollte er das Beste von ihnen gelernt haben. Der andere, Widmann, stellte sich selber zeitlebens in den

Schatten eines Größern, vielmehr: er wollte ihn durchaus zum Größern gemacht sehen und sich für seine Person mit dem Ruhm begnügen, ihn der Welt entdeckt zu haben. Diese Bescheidenheit haben zwar Mit- und Nachwelt nicht gelten lassen, aber nach Verdienst ist sein Name nicht gekrönt worden.

Um so erfreulicher ist es daher und wie die Erfüllung eines Dichterwunsches, daß beiden Männern, Frey wie Widmann, in einer von liebevoller Frauenhand geschriebenen Biographie ein würdiges Denkmal gesetzt wird. Das Leben Widmanns, wenigstens der erste Teil desselben (1842 bis 1880), ist von seiner Stiefschwester Elisabeth Widmann, das Leben Adolf Freys (vorläufig auch nur die erste Hälfte, 1855—1898) von seiner Witwe Lina Frey geschrieben worden, jedes im Umfang eines Groß-Oktavbandes von 300—400 Seiten.*)

Beide Bücher sind wirkliche Lebensgeschichten, ganz ausgefüllt von der Person des Dargestellten, nicht Zeit- und Kulturbilder, auch nicht ästhetische oder psychanalytische Untersuchungen. Es wird erzählt, so wie Frauen erzählen können, anschaulich, teilnehmend, mit weiblich-künstlerischem Sinn für das Menschlich-Zuständliche, Häusliche, Alltägliche sowie für die Lebenswurzeln der Dichtung. Die Erzählung ist reich belegt durch Briefe, Briefstellen und Zitate aus den Werken. Für Widmanns Leben fließen diese Quellen aber viel reicher und frischer als bei Frey. Man liest seine Briefe, die sehr häufig unverkürzt wiedergegeben werden, mit demselben Genuß wie seine Feuilletons und Reisebilder; alles ist voll Farbe, Stimmung, Augenblickseinfall, Unmittelbarkeit des Gefühls und des Witzes. Aus Adolf Freys Briefen werden nur kurze Auszüge, Kraftproben besonders, darunter manch kerniges und rührend einfaches Bekenntnis, wiedergegeben. Seiner schwerblütigen, gedrungenen, weniger mitteilsamen Art mochte das Briefeschreiben aus dem Handgelenk weniger gelingen als dem übersprudelnden, nie ums Wort verlegenen, immer anschlußbedürftigen Widmann.

Beide Biographien bauen sich auf einer mit wissenschaftlicher Gründlichkeit erworbenen Kenntnis des gedruckten und handschriftlichen Materials auf. Elisabeth Widmann will vor allem darstellen, was war und wie es war, ohne durch unwidersprechliche Werturteile Eindruck zu machen. In ihrer Zurückhaltung liegt eine gewinnende Anmut, die den Leser fort und fort in wohliger Stimmung erhält. Die Witwe Adolf Freys steht über einem Grabe, das sich erst vor drei Jahren geschlossen hat, und sie schreibt das Lebensbild eines Dichters, dem sie als Gattin und Mitarbeiterin vier Jahrzehnte lang aufs Innigste verbunden war. Die kinderlose Ehe war für sie eine lückenlose Gemeinschaft des Geistes wie des Herzens, und die Biographie ihres Gatten muß ihr wie der krönende Abschluß dieser Gemeinschaft erschienen sein. So wäre es auch unbillig, von ihr die gleiche Unbefangenheit des Urteils zu erwarten wie von der um viele Jahre jüngern Stiefschwester Widmanns. Nur wären vielleicht gewisse unbedingte Superlative in der Einschätzung von Freys dichterischen Eigenschaften und die nachdrückliche, oft wiederholte Vergleichung mit Goethe zu umgehen gewesen. Der Ton unbedingter Bewunderung, auf den das ganze Buch gestimmt ist, reizt unabhängige Geister zu kritischem Widerstand und nüchterner Einschränkung. So z. B. wenn Freys bildlichem Ausdruck eine „sprachliche Intuition sondergleichen" nachgesagt und von seiner Phantasie gerühmt wird, daß sie sich „an Einfachheit und Reinheit, an Wahrheit und Klarheit von Bild und Situation" nie vergriffen habe. So auch, wenn vom Kunstwerk der Meyer-Biographie geurteilt wird, es habe für die ganze Gattung nicht nur ein Vorbild geschaffen, sondern eine neue Epoche herbeigeführt. Und doch ist, um nur ein ganz nahe liegendes Beispiel anzuführen, Karl Manuels Gotthelf-Biographie, auch ein Meisterwerk der Gattung, schon vierzig Jahre vorher da gewesen. Ob man von Freys „Erni Winkelried" sagen dürfe, es sei so vollkommen, „als ob die Geschichte selbst hier gedichtet habe, wie in Schillers Tell, wie in Demetrius",

*) Jos. Viktor Widmann. Ein Lebensbild. Erste Lebenshälfte. Verfaßt von Elisabeth Widmann. Frauenfeld u. Leipzig. Verlag Huber & Co.
Adolf Frey. Sein Leben und Schaffen. Erzählt von Lina Frey. Erster Band. Leipzig. H. Haessel.

bleibe dahingestellt. Aber daß jeder Zweifel an der Vollkommenheit einfach „übelwollender Opposition" (S. 255) zugeschoben wird, halten wir nicht für gerecht.

Wenn in Elisabeth Widmanns Lebensbild die Zurückhaltung im Werturteil den Leser auf das vorteilhafteste einnimmt, so darf auch nicht verkannt werden, daß Lina Frey sich die höhere Aufgabe stellt, indem sie ein Gesamtbild der dichterischen Persönlichkeit zu geben versucht. Das geschieht in einem gehaltvollen Schlußkapitel von etwa zwanzig Seiten, auf welchem die ineinander verschlungenen menschlichen und dichterischen Grundkräfte Adolf Freys mit durchdringendem Scharfblick auseinandergelegt und durch Beispiele aus seinem Leben und Schaffen veranschaulicht werden. Nicht erst hier jedoch, sondern schon in früheren Teilen ihres Werkes bemüht sich die Biographin um zusammenfassende Charakteristik der Dichterpersönlichkeit ihres Gatten, wobei Mensch und Dichter für sie eine unteilbare Einheit bilden. „Ist kein Spiegel doch auf Erden, der wie Poesie verrät." Von dieser Einsicht erfüllt sucht und findet sie in Adolf Freys Dichtung das klare Abbild seiner Grundeigenschaften: Tiefe der Empfindung, männliche Gehaltenheit, Schwermut und Daseinsfreude, Traum und Sehnen, Tapferkeit und Todesverachtung und den Sinn für das merkwürdige Geschehen unter den Menschen.

„Aus den Tiefen seiner Seele," führt sie dann aus, „stammt das wunderbare traumhafte Halbdunkel — er wußte es wohl und kannte das verschleierte nächtliche Flacken und Glimmen geheimnisvoller Welten, aus denen es kam, die echteste Gabe des geborenen Lyrikers, eines Mörike und Eichendorff, und dem versagt, dessen Muse nur Kunsteinsicht und Wille heißen. Aber ihm war auch das Gegengewicht der gefahrvollen Göttergabe verliehen: das Eingewachsensein in Leben und Wirklichkeit und die erlösende Bildnerkraft. Sie wandte sein Auge nach der Natur, nach vergangenem und gegenwärtigem Menschengeschick. Hier schuf er bildnerisch. Aber nie philosophisch. Die Einseitigkeit des Dichterphilosophen, der meist ein Philosophendichter ist, war von seiner Anlage ausgeschlossen. Hatte er etwas Gedankliches zu sagen — Lebensweisheit, Selbsterkenntnis, nie Transzendentales —, so geschah es kurz treffend, im schlagenden Bild. So stark Neigung und Sinn für Geschichte waren, am ergreifendsten, eigensten war er, wo er in die Lücken, auf die Lichtungen der Geschichte trat und nicht auf ihren festummauerten Pfaden gehen mußte."

Nachdrücklich wird die Selbständigkeit seiner dichterischen Eigenart gegenüber seinen hohen Gönnern Keller und Meyer verfochten. „Mag er immerhin von ihnen gelernt haben, mag er ihrer Künstlerstrenge, auch im gegebenen Fall einmal ihrer Technik gefolgt sein. Das ist alles nebensächlich gegenüber seiner starken Künstlerindividualität. Nur diese entscheidet. Ihn zeichnet und unterscheidet das Liedmäßige, das traumhafte Halbdunkel des geborenen Lyrikers von der hellern Beleuchtung Kellers, das Ursprüngliche der Sprach- und Sachphantasie von der Bewußtheit Meyers, die kriegerische Kraft von beiden, um nur das eine oder das andere zu nennen."

Gleichen sich die beiden Lebensgänge in ihrer unabenteuerlichen, bürgerlich geradlinigen und soliden Führung — Frey gehörte ganz dem Lehrberuf an, Widmann fand den Weg zu ihm durch die Theologie und vertauschte sie dann mit der Journalistik —, so unterscheiden sich die geistigen Entwicklungswege aufs schärfste von einander. Widmann, im Widerspruch zu seiner österreichischen Frohnatur, geriet schon als blutjunger Mensch in die Kampfhitze theologisch-philosophischer Kontroversen, warf sich bald mit flammenden, bald mit spitzigen Waffen in die Arena der feindlichen Weltanschauungen und blieb zeitlebens ein erklärter Kirchenfeind, Weltankläger und Satiriker, so sehr er auch in seinen letzten, abgeklärten Dichtungen sich von verletzender Absicht reinigte. Kann man bei seiner Dichtung von einem tendenziösen Hervordrängen des spekulativen Denkens, von einem Zuviel des persönlichen Parteiergreifens sprechen, so wäre bei Adolf Frey eher ein Zuwenig von persönlicher Aussprache und Lebensteilnahme zu beklagen. Wie er schon das Selbsterlebnis gern hinter sinnbildlicher Gestaltung verbirgt, so noch viel mehr den allgemeinen Gedanken. Unmittelbares Bekenntnis philosophisch-ethischen Glaubens findet sich selten bei ihm. Das Religiöse schweigt

überhaupt. Zu brennenden Zeit- und Menschheitsfragen nimmt er keine Stellung. Wäre nicht seine Vaterlandsliebe so warm beredt, man möchte glauben, die Dinge dieser Welt hätten ihn als Dichter nur durch den schönen Schein, als fruchtbare Motive, ergriffen. Das wäre natürlich ganz falsch gedacht. Wie könnten, um nur das zu erwähnen, die mundartlichen Lieder „Duß und underem Rafe" aus bloßem ästhetischem Anreiz entstanden sein! Nein, aber wie die Biographin selber zugibt: es waren die heimlich schaffenden Mächte der Phantasie, es war die klare Erkenntnis des der Poesie würdigen Motivs, was ihm vor allem Stoff und Ziel wies. Wo er am stärksten künstlerisch, nicht menschlich beteiligt war, zuckte der zündende Strahl der Eingebung. „Er litt unter dem Gebundensein an die gemeine Wirklichkeit; er war am meisten Adolf Frey, wo er ganz frei gestalten konnte."

Dieser künstlerischen Einstellung zu seinem Gegenstande verdanken viele seiner Gedichte und Gesichte den firnenhaften Glanz, die erhabene Bildlichkeit ihrer Phantasie; aus ihr erklärt sich aber auch, daß er seine poetische Schaffenslust an einen Gegenstand verschwenden konnte, der, wie Bernhard Hirzel, des menschlichen Anteils nicht würdig genug war.

Die beiden Lebensgänge zeigen ein durchaus verschiedenes Hervorbringen und Ausbilden der dichterischen Werke. Bei Widmann eine erstaunliche Frühreife des Talents und fast spielende Produktion, eine Fülle weltumspannender Pläne neben untergeordneter Kleinarbeit, die in fliegender Eile für die Bedürfnisse des Tages hervorgezaubert wurde; bei Frey ein langsames Ringen und Reifen an eng begrenzten Vorwürfen, ein unablässiger Kampf des Geistes mit der Form, ein unermüdliches Umgestalten und strenges Richten des Hervorgebrachten. Die Biographin verschafft uns an einigen Beispielen (Lieder eines Freiharstbuben, Gedichte wie „Nacht", „Abendschatten") Einblicke in die verschiedenen Wandlungsformen von Freys Dichtungen; sie nennt uns Stoffe von seinen Werken, die er, wie z. B. die „Jungfer von Wattenwyl", drei Jahrzehnte lang auf den Zeitpunkt der inneren Reife und äußern Muße aufbewahrte. Wir werden mit einem historischen Trauerspiel aus der bernischen Geschichte („Beat Herport") bekannt gemacht, das, 1890 unternommen und wohl auch zu Ende geführt, überhaupt nicht veröffentlicht wurde.

Aber auch von Widmanns reich ausgestreuter Saat vielversprechender Motive sind nicht alle aufgegangen, und namentlich nicht beim ersten Wurf aufgegangen. Man kennt die mühsame Wandlung seiner „Oenone" durch drei oder vier Fassungen hindurch — zuerst als epische Einlage im „Wunderbrunnen von Is", also 1871, fast dreißig Jahre vor der endgültigen dramatischen Gestaltung; aber man erfährt doch erst aus der Biographie seiner Schwester, welch hohen Ernst er schon an seine „Iphigenie in Delphi" (1863) gewendet, und wie der Keimgedanke zum „Heiligen und die Tiere" volle vierzig Jahre in seiner Brust versenkt lag, bis er zu dichterischem Leben auferstehen konnte. Denn schon in Heidelberg, mitten in der Beschäftigung mit seiner „Iphigenie" verzeichnet der junge Theologe als blitzartigen Entwurf in seinem Notizkalender:

„Die Erlösung der Tiere — Stoff zu einem psychologischen Roman. In einem Wald von Urwaldstämmen, in welchem Affen und niedere Wesen... erscheint plötzlich... Erlöser."

Ein starker Unterschied trennt die beiden Dichter auf dem Gebiet ihrer Stoffe. Widmann, schon durch den Geist des Vaterhauses und die dort ein- und ausgehenden fremden Besucher früh nach außen gelenkt und mit dem schweizerischen Boden nicht verwachsen, schwelgte in der Mannigfaltigkeit fremdländischer Schauplätze und Gestalten — Buddha, Iphigenie, Arnold von Brescia, Orgetorix, Zenobia, Oenone, Wunderbrunnen von Is, Rektor Müslin usw. usw. — Adolf Frey, ganz in der Heimat wurzelnd, blieb auch als Dichter im Bereich der angestammten Anschauungswelt: Schweizersagen, Freiharstlieder, Duß und underem Rafe, Bundesfestspiele, Erni Winkelried, Beat Herport, Jungfer von Wattenwyl, Bernhard Hirzel. Und als Gelehrter hatte er sich schon früh das Programm vorgenommen: Vaterländische Kunst und Literatur. Zeugnis: seine biographisch-kritischen Arbeiten über Albrecht Haller, Jakob Frey, Salis-Seewis, Geßner,

C. F. Meyer, G. Keller, Arnold Böcklin, Rudolf Koller, Albert Welti. Nur ausnahmsweise, wie in der Herausgabe der Scheffelbriefe und in der Abhandlung über die Kunstform des Lessingschen Laokoon, ist er über die Grenzen schweizerischer Geisteskultur hinausgegangen.

Trotz dieser Vertrautheit des schweizerischen Lesers mit Freys Stoffwelt sind weder seine Gedichte noch seine Romane, leider auch seine vaterländischen Festspiele — diese aber vor allem durch die Schuld des Festspielkomitees von 1891 — nicht volkstümlich geworden. Nicht einmal den mundartlichen Liedern „Duß und underem Rafe", durch Friedr. Niggli vorzüglich vertont, ist ein richtiges Eindringen ins Volk beschieden gewesen, und doch ist, wie die Biographin anerkennt, des Dichters Herzschlag hier am deutlichsten zu verspüren. Es ist vor allem der schwermütige Grundton — „Dunkel klingen meine Lieder" —, dann aber auch die gedankliche Schwere und kunstvolle Gedrungenheit, oft Dunkelheit, was Freys Gedichten den Weg in die Weite erschwert. Vielleicht auch, daß man da und dort die Anstrengung des zielbewußten Ueberarbeitens herausfühlt.

Aber wie dem auch sei, Freys Lyrik wohnt eine Wahrheit und künstlerische Kraft inne, etwas — im Gegensatz zu Widmann — von aller Zeit- und Streitstimmung Losgelöstes, in sich selbst Beruhendes, das ihr Zukunft verheißt. Widmann hat die Unmittelbarkeit des impulsiven Gefühls voraus, die mutige Drangabe der Person an die seinem Herzen heilige Sache der Freiheit und Menschlichkeit und, außer der unerschöpflichen Vielseitigkeit des Talents, den befreienden, menschlich-geselligen, versöhnenden Humor.

Wir freuen uns, angesichts der vorliegenden beiden Lebensgeschichten den Eindruck aussprechen zu dürfen: beiden Dichtern ist Gerechtigkeit widerfahren; beide haben die ihrem Wesen gemäße Darstellung gefunden. Beide Biographien sind berufen, das Andenken der Dichter und das Verständnis ihrer Werke dem kommenden Geschlecht so zu überliefern, wie unsere Dankbarkeit und Verehrung es nur wünschen können.

Otto v. Greyerz.

Ein englisches Geschichtswerk über das neuzeitliche Europa.

Der im Juniheft 1923 dieser Zeitschrift genannte G. P. Gooch hat vor kurzem ein Buch herausgegeben, das bestimmt ist, einen großen Einfluß auf die öffentliche Meinung Großbritanniens auszuüben: „History of Modern Europe 1878—1919" (728 S., 21 Shill, geb., Cassel & Co., London, New-York, Toronto & Melbourne 1923). Das Buch wurde als Fortsetzung von Fyffe's hochgeschätzter „History of Modern Europe 1792—1878" geplant, und nur ein Historiker von dem Rufe Gooch's durfte es sich zutrauen, die schwere Aufgabe zu lösen.

Man rühmt Gooch in England nach, daß er der belesenste britische Geschichtsforscher ist, dem keine, auch noch so entfernte Quelle entgeht. Er versteht lebendig zu gestalten, und die Lektüre seines Buches ist daher für jeden Geschichtsfreund genußreich. Gooch betont die unentwegte Friedenspolitik Bismarcks seit 1870; er gibt zu, daß die englische Regierung die bescheidenen deutschen Kolonialerwerbungen zu Beginn der achtziger Jahre in ungeschickter, aufreizender Weise behinderte; er scheut sich nicht zu erklären, daß Premierminister Salisbury in der Kriegsgefahr von 1887 einen Marsch Deutschlands durch Belgien wohlwollend zugelassen hätte; und er schreibt über den Abschluß des russisch-französischen Bündnisses: „Fortan war Europa in zwei bewaffnete Lager gespalten, und es betrat den Pfad, der geradenwegs zur Katastrophe von 1914 führte."

In der Schilderung der englisch-deutschen Bündnisverhandlungen von 1898 bis 1901, der Schwenkung Englands zu Frankreich und Rußland, der Marokkokrisen, der Haager Konferenzen, des englisch-deutschen Wettrüstens zur See, der Bosnischen Krise, des Balkankrieges und der Julikrise von 1914 nimmt Gooch einen maßvollen britischen Standpunkt ein, der auch deutschen Forschern eine Annäherung ermöglicht, soweit sie nicht die Ansicht vertreten, daß letzten Endes England den Weltkrieg verschuldet habe. Gooch stellt fest, daß die englische öffentliche Meinung feindselig gegen das Tripolisabenteuer Italiens auftrat, und

er bemerkt: „Dennoch kam kein Wort des Protestes oder Tadels aus dem Munde des Ministers (Grey), der den weit weniger ernsthaften Verstoß der Annexion Bosniens so scharf verurteilt hatte." Auch erklärt Gooch ähnlich wie Earl Loreburn und E. D. Morel, daß die Greysche Entente-Politik die britische Regierung „in die Streitigkeiten und ehrgeizigen Pläne einer entfernten Macht (Rußland) bedingt verwickelte, über deren Politik wir keine Kontrolle ausübten", daß England also in eine gewisse Abhängigkeit von den zaristischen Machthabern geriet. Gooch hebt denn auch die Angriffsneigungen Rußlands deutlich hervor; sie offenbarten sich 1914 in der russischen allgemeinen Mobilmachung, die, wie Gooch zugibt, den Krieg bedeutete. Oesterreich habe jedoch mit seinem Ultimatum das größere Unrecht begangen; und ebenso Deutschland, da es Oesterreich in leichtfertiger Weise freie Hand gegeben hatte. Gooch hebt hervor, daß Bethmann Hollweg und der Kaiser in den letzten Julitagen 1914 den Krieg ernstlich zu vermeiden suchten, daß die Wiener Regierung aber störrisch blieb. Die Rolle Frankreichs sei „merkwürdig passiv" gewesen. Dem Sammeleifer Goochs ist hier eine Schrift von Bedeutung entgangen: „Die Mobilmachung der russischen Armee 1914" von General Sergei Dobrorolski (Berlin 1922). Der Chef der russischen Mobilmachungsabteilung schildert darin, daß unter den russischen militärischen Machthabern der Krieg bereits am 24. Juli 1914 „beschlossene Sache" war. Das Zeugnis Dobrorolskis wäre wohl geeignet, Gooch zu veranlassen, die Schuld Rußlands schärfer zu formulieren.

Der wenn auch maßvolle britische Standpunkt Goochs führt den Verfasser dazu, einige Schattenseiten der englischen, und vor allem der Greyschen Politik in Farben zu zeichnen, die nicht wenigen neutralen Beobachtern zu licht erscheinen werden. Das muß auch von der französischen Politik seit dem Amtsantritt Poincarés als Minister des Aeußern, Januar 1912, gesagt werden. Wohl wünschte Poincaré den Ausbruch des Balkankrieges zu verhindern, aber er zeigte sich nach Beginn der Feindseligkeiten zuweilen kriegerischer und russischer als die Russen; ferner übergeht Gooch, daß die französische Regierung der russischen in der Liman von Sanders-Affäre Blankovollmacht zum Kriege erteilte (Livre Noir, I. u. II., Paris 1922 u. 1923; Pokrowski, Drei Konferenzen, Berlin, 1920). Doch das sind Mängel in der Schattierung, die dem hohen Wert des Werkes nur geringen Abbruch tun. Das Buch ist wie geschaffen, um das Urteil der angelsächsischen Welt über die Kriegsursachen in eine Bahn zu lenken, die nach dem Wunsche Goochs zu einer Revision der Friedensverträge im Sinne der ausgleichenden Verständigung führt. H. L.

Unserm verehrten Mitarbeiter, Herrn Prof. Otto v. Greyerz, dem Wiederbeleber und großen Förderer unseres Volkstums entbieten wir zu seinem 60. Geburtstag am 6. September herzlichen Glückwunsch und verbinden den Ausdruck der Hoffnung damit, daß es ihm noch viele weitere Jahre vergönnt sein möge, seine ewig junge Arbeitskraft an dieses Werk zu wenden und so der Frei- und Unabhängigerhaltung unseres Vaterlandes zu dienen.

Die Schriftleitung.

Unsern Lesern teilen wir mit, daß künftig unsere Hefte aus drucktechnischen Gründen jeweils erst auf den 8. eines Monats erscheinen werden.

Die Schriftleitung.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Oehler. — Schriftleitung und Verlag: Zürich, Steinhaldenstraße 66. — Druck: Buchdruckerei zur Alten Universität, Zürich. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist nur unter Quellenangabe gestattet. Uebersetzungsrechte vorbehalten.